

## Ein kaiserzeitliches Brandgrubengräberfeld in Schwarmstedt, Kreis Fallingb. ostel

Von

Dr. Hanns A. Potraz, 3. St. bei der Wehrmacht\*

Mit 28 Abbildungen im Text und 6 Abbildungen auf Tafel 9—12.

Im Mai 1942 wurde durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bauleiter Krogmeyer ein Gräberfeld zur Kenntnis des Landesmuseums gebracht, das durch eine begrenzte Nachgrabung die örtlichen Gegebenheiten klarstellen und über Erwarten aufschlußreiche Funde bergen konnte. Hierfür wie überhaupt für die ganze verständnisvolle Behandlung der Fundangelegenheit muß Herrn Krogmeyer ganz besonders gedankt werden.

Die Fundstelle liegt auf dem südlichsten Teile des Besitzes des Herrn Rittergutsbesizers von Bothmer innerhalb des Gemarkungsbezirkes Schwarmstedt (vgl. Abb. 1). Etwa 150 m südwestlich fällt das Gelände steil zur Leine ab, die hier ehemals aus einem scharf nach Osten ausholenden Bogen herauskam. Heute ist diese Schlenke, an der einstmals der Flecken Schwarmstedt begründet gewesen ist, verlandet. Die das Bogenstück begleitenden Ufer sind namentlich am Anfang und Ende des Bogens ziemlich hoch und steil; nach innen zu fällt das Gelände etwas ab und lockte dadurch wahrscheinlich zur Anlage der Siedlung von

---

\* Die Zeichnungen zu diesem Aufsatz fertigte fast ausschließlich Herr R. Göthert-Hannover an. Ihm muß für seine Sorgfalt und Mühe besonders gedankt werden. Die Zeichnungen der Metallreste müssen als schlechthin meisterhaft bezeichnet werden. Für die Abb. 19, 24, 26 muß Herrn W. Reuter-Hannover gedankt werden.

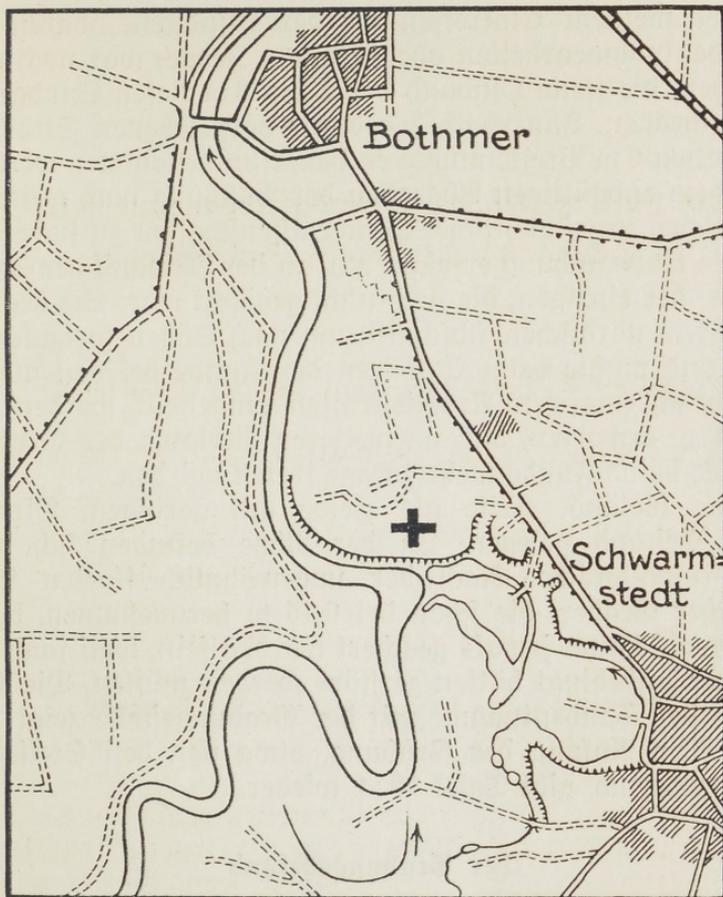


Abb. 1. Lage des kaiserzeitlichen Brandgrubengräberfeldes von Schwarmstedt.

Schwarmstedt. Das Fundgebiet liegt etwas südlich vom Zusammenfluß der Aller und der Leine.

Bei der Sandentnahme zum Anfüllen von Unebenheiten auf dem Gelände einer Baustelle in Schwarmstedt waren auffällig schwarze Stellen im Boden bemerkt worden, die aber erst zur Kenntnis der Bauleitung gelangten, als ein größeres Gefäßrest und ein kleines Beigefäß gefunden wurde. Auf das Nachforschen der Bauleitung hin wurden noch eine Anzahl von Scherben abgeliefert, woraufhin die Meldung an das Landesmuseum erfolgte.

Bei meinem Eintreffen an der Fundstelle waren die Sandentnahmearbeiten abgeschlossen. Jedoch war noch vorgesehen, die steile Ostwand der 2 bis 3 m tiefen Sandgrube abzuschrägen. Innerhalb des dafür vorgesehenen Streifens von etwa 6 m Breite mußte es daher unternommen werden, vor dem endgültigen Abgraben der Böschung nach weiteren Anzeichen urgeschichtlicher Hinterlassenschaften zu suchen.

Die Untersuchung erfolgte nur an der Ostwand der Sandgrube, der einzigen, die noch nicht geböschet war. Sie begann an ihrem nördlichen Abschnitt, um nach Süden fortzuschreiten, und mußte beim Aufhören der Funde bei den außerordentlich knappen Arbeitskräften eingestellt werden. Es stand zu erwarten, daß im weiteren Verlaufe des Grubenrandes keine Funde mehr zutage treten würden.

Das Gelände hatte als Heide mit geringem Birkenstrauchbestand gelegen. In der Nähe befinden sich auch Kiefernwaldstücke. Nach der ungewöhnlich flachen Lage mancher Gräber, die schon bei 0,15 m herauskamen, kann hier wohl kaum jemals geackert worden sein, weil sonst die Gräber unbedingt hätten zerstört werden müssen. Die Ostwand der Sandentnahme mit der Grabungsstelle zeigt Tafel 9. Den Anfang der Grabung, etwa von den Stellen 1 bis 3 reichend, gibt Tafel 10:1 wieder.

### Der Grabungsbefund

Insgesamt wurden 18 Aschenstellen bzw. Urnengräber gefunden, deren Durchzählen in der Reihenfolge ihrer Aufnahme — also nicht ihres Auftretens — erfolgte (Abb. 2). Stelle 2 fällt aus dem allgemeinen Rahmen heraus, weil es sich einmal um keine scharf begrenzte Eintiefung handelte, und zum anderen die hier geborgenen Scherben jungsteinzeitlich sind. Auf die Eigenart dieser Stelle wird noch ausführlich eingegangen.

Die oberen Bodenschichten bestanden fast nur aus Bleichsand. Humose Bestandteile waren nur dicht unter der Oberfläche vorhanden. Der Bleichsand reichte durchweg bis 0,35 bis 0,40 m Tiefe; darunter stand ein farbloser heller Sand an. Die Verfärbungen waren meist schon nach Abheben

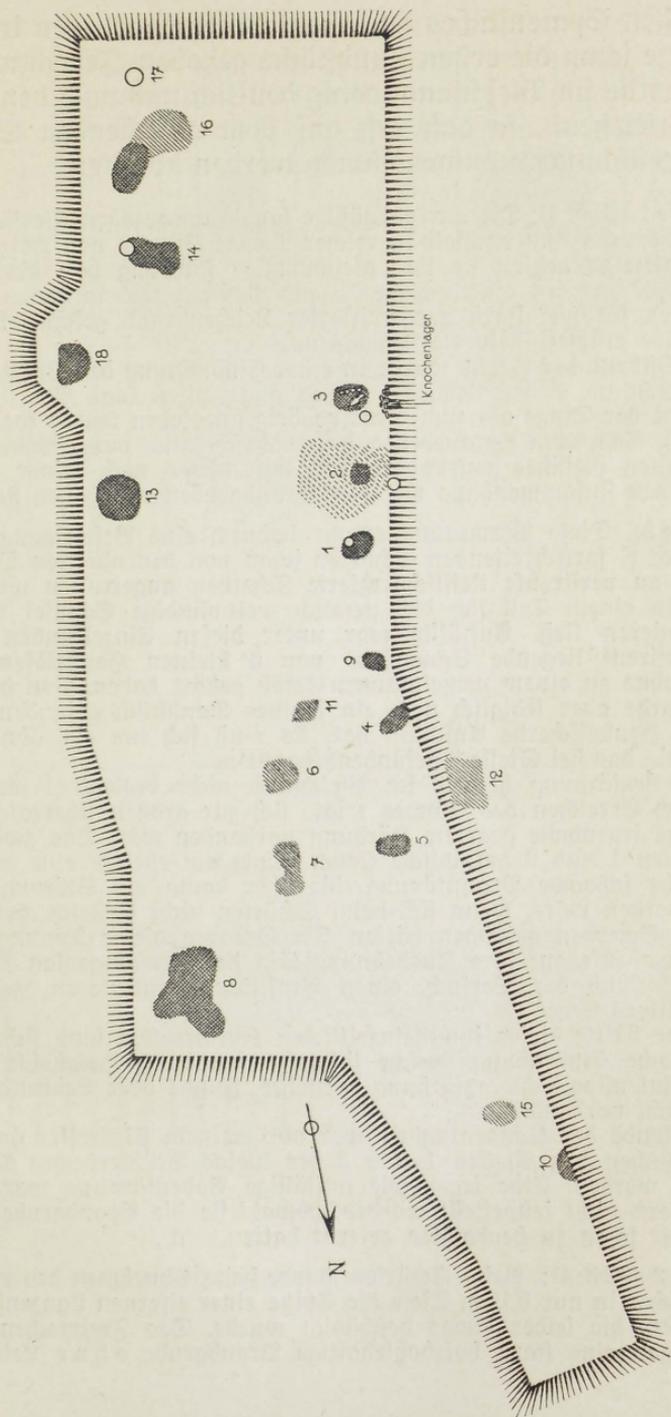


Abb. 2. Plan der Grabung 1942 auf dem Brandgrubengräberfeld von Schwarznied.

des ersten Spatenstiches zu erkennen. Auch wurden in dieser Tiefe schon die ersten Fundstücke gehoben. Jedoch waren die Umrisse im Bleichsand wenig deutlich und nach den Seiten verfließend, so daß erst auf dem anstehenden Sande Umrißzeichnungen aufgenommen werden konnten.

**Stelle 1** (Abb. 3): Die unregelmäßige lappig ausgezogene Verfärbung war tiefschwarz und enthielt in reicher Menge Spuren von Holzkohle. Nach unten zu behielt sie ihre gleichmäßige Färbung bei; die Tiefe betrug 0,62 m. An einem Ende befand sich ein 0,95 m tiefes Loch, auf dessen Grunde stark ausgewitterter Leichenbrand geschüttet war. Die Grube enthielt keinerlei Beigaben.

Am Ostrand der Grube wurde in einer Einbuchtung der Verfärbung ein aufrecht im Boden stehendes Gefäß angetroffen (vgl. Abb. 5), das nach Lage der Dinge als zum Grab gehörig angesehen wurde (vgl. Tafel 10: 2). Erst beim Herausheben des wahrscheinlich durch Bodenfrost zerprengten Gefäßes wurde erkannt, daß dieses nach seiner Form kaum einen Zusammenhang mit dem Brandgrabengrab haben konnte.

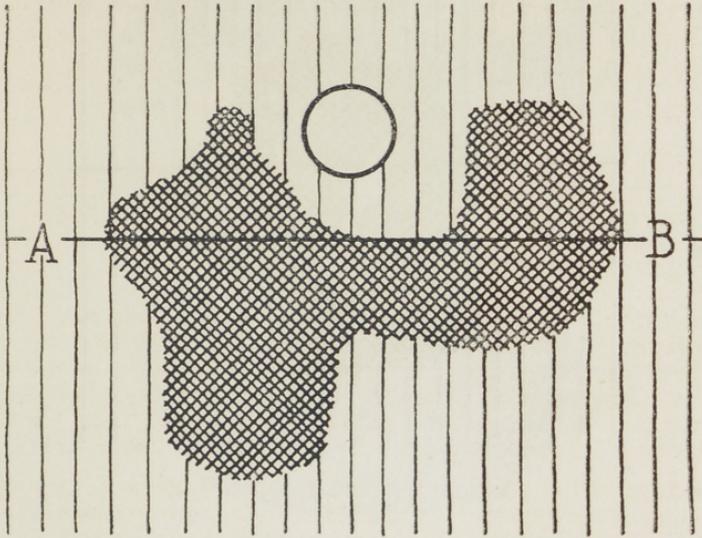
**Stelle 2:** Diese Vermutung erfuhr dadurch eine Bestätigung, daß beim nach S fortschreitenden Schürfen schon von den obersten Bodenschichten an verstreute tiefstichverzierte Scherben angetroffen wurden, aus deren einem Teil sich die ziemlich weitmündige Schüssel Abb. 8 rekonstruieren ließ. Auffällig war unter diesen Einzelfunden auch eine verstreut liegende Sammlung von 6 kleinen Henkelösen, die zweifelsohne zu einem gemeinsamen Gefäß gehört haben. Von diesem selbst wurde aber lediglich noch ein kleines Randstück gefunden, das an eine Henkelscherbe Anschluß hat. Es muß sich um ein ähnliches Gefäß wie das bei Stelle 1 gefundene handeln.

Eine Verfärbung konnte im Bleichsand nicht beobachtet werden. Auch nach Erreichen des Sandes zeigte sich zur großen Überraschung, daß keine irgendwie geartete Färbung vorhanden war. Das zwischen den Stellen 1 und 3 befindliche Stück zeigte am ehesten eine außerordentliche schwache Brauntönung, die aber kaum als Störung aufgefaßt worden wäre, wenn sich beim Schürfen nicht einzelne tiefstichverzierte Scherben gefunden hätten. Die Grenzen dieser Tönung waren nicht abzusehen; ihre Ausdehnung läßt der Grabungsplan Abb. 2 erkennen. Auch der Versuch, einen Profilschnitt anzulegen, zeitigte kein positives Ergebnis.

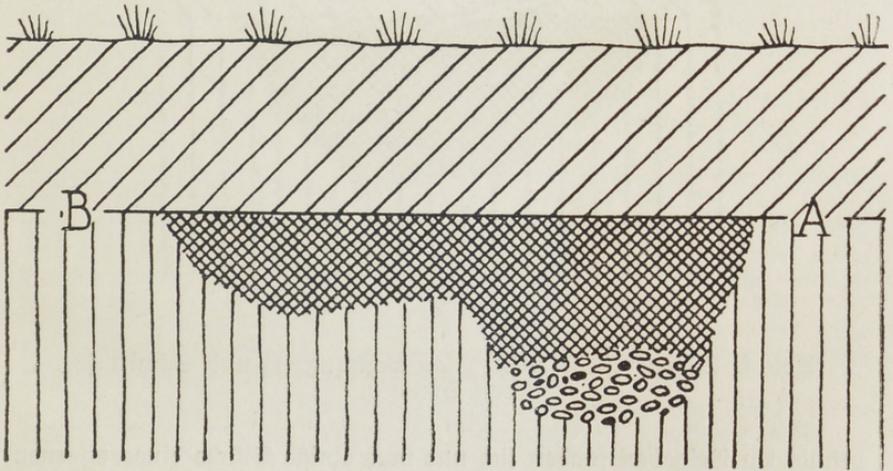
In der Mitte dieses jungsteinzeitlichen Kulturrestes fand sich eine kleine flache Eingrabung, welche sich als eine durch Holzkohle verursachte intensive Schwarzfärbung darstellte. Funde oder Leichenbrand waren nicht vorhanden.

Am Rande der Sandentnahme war vor meinem Eintreffen in der Mitte zwischen den Stellen 1 und 3 der kleine Trichterbecher Abb. 7 gefunden worden. Eine irgendwie auffällige Bodenfärbung war von den Findern nicht festgestellt worden, obwohl sie die Brandgruben zu dieser Zeit schon zu beobachten gelernt hatten.

**Stelle 3** (Abb. 4): Beim Schürfen wurde beim Abnehmen des ersten Spatenstiches in nur 0,15 m Tiefe die Spitze einer eisernen Lanzen Spitze angetroffen, die leider etwas beschädigt wurde. Das Freimachen der Stelle ergab eine stark holzkohlehaltige Brandgrube ohne Leichen-

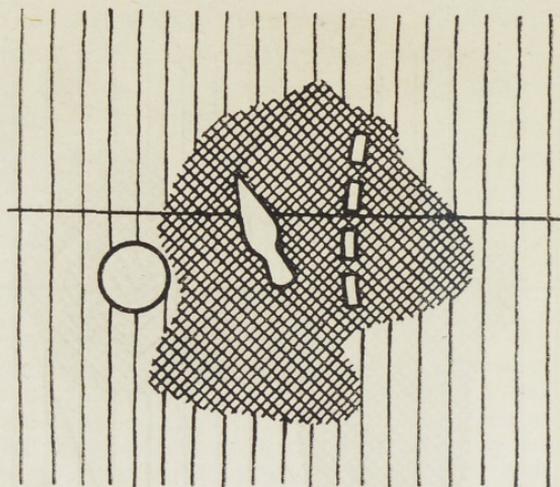


1

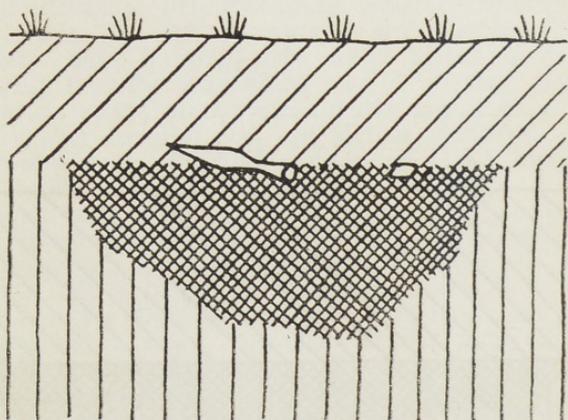


2

Abb. 3. Schwarmstedt 1942: Planzeichnung (1) und Längsschnitt (2) von Stelle 1.



1



2

Abb. 4. Schwarmstedt 1942. Planzeichnung (1) und Schnitt (2) von Stelle 3.

brand. An Beigaben fanden sich nur noch einige Stücke eines eisernen Schildrandbeschlages. Hart westlich neben dieser Grube war der Leichenbrand in einem besonderen — kleineren — Loche beigesezt; diese Stelle war schon z. T. durch die Sandentnahme abgegraben worden.

Sowhl die Lanzenspitze (vgl. Taf. 12) wie auch die Teile des Schildrandbeschlages waren ausgezeichnet erhalten und kaum oxydiert. Es ist dies ein Zeichen, daß sie, bevor sie in den Boden gelangten, durchgeglüht waren. Speer und Schild waren also dem Toten mit auf

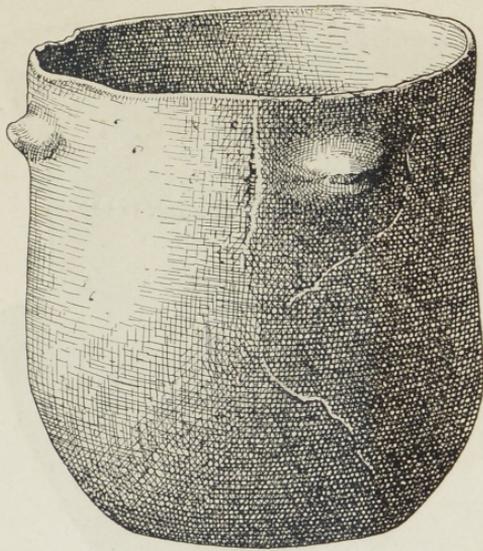


Abb. 5. Schwarmstedt 1942. Unverzierter Becher aus Stelle 1. —  
1 : 2 nat. Gr.

den Scheiterhaufen gelegt worden und verbrannten mit ihm. Dies ist wohl auch der Grund, warum nicht der ganze Schildrandbeschlag sowie Schildbuckel und Schildfessel erhalten geblieben sind. Wahrscheinlich sind sie so weitgehend verbrannt gewesen, daß von ihnen in der Asche keine Reste mehr vorhanden waren.

Am Rande der Brandgrube wurde der scharfe Umbruch eines schwarzen Tongefäßes angetroffen, das — nach Lage der Dinge — zunächst für den Boden eines Fußgefäßes gehalten wurde. Erst beim weiteren Freilegen ergab sich, daß es sich um den gezähnten Umbruch eines Trichterbeckers (Abb. 6) handelte, der mit der Öffnung schräg nach unten im Boden lag. Wie bei der ersten Stelle war also auch hier ein jungsteinzeitliches Gefäß so eng in den Zusammenhang eines Brandgrubengrabes geraten, daß beide Male der Eindruck erweckt wurde, daß es sich um zur Brandgrube gehörige Gefäße handelte.

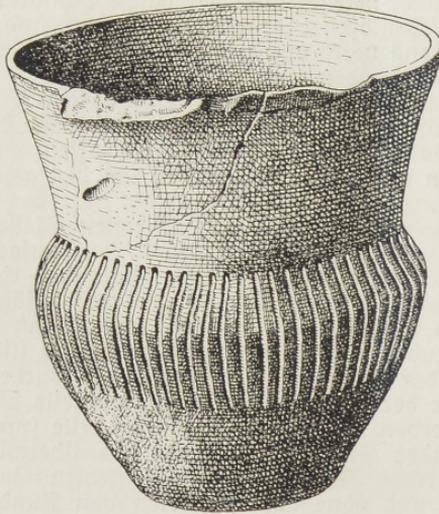
Dieser Befund muß dadurch erklärt werden, daß man beim Ausheben der Grabgruben auf jungsteinzeitliche Gefäße stieß, die dann am äußersten Rande der Grube wieder niedergelegt wurden.

Der Charakter der jungsteinzeitlichen Fundstelle kann nicht befriedigend erklärt werden. Gegen eine Siedlungsstelle sprechen das Fehlen von kennzeichnender Siedlungstonware, das überwiegen ganz oder größtenteils erhaltener Gefäße sowie das Fehlen einer Kulturschicht. Die geringfügige und ohne das Auftreten von Funden kaum wahrgenommene Farbänderung des Bodens an Stelle 2 kann auch bei weiterherziger Auslegung nicht als Rest einer ehemaligen Siedlungsgrube angesprochen werden.

Die Beschaffenheit der Fundstelle läßt lediglich die Ausdeutung zu, daß hier einmal eine Bodenbewegung erfolgt ist. Nach der starken



6



7

Abb. 6—7. Schwarmstedt 1942. Trichterbecher aus dem Brandgrubengräberfeld. 1:2 nat. Gr.

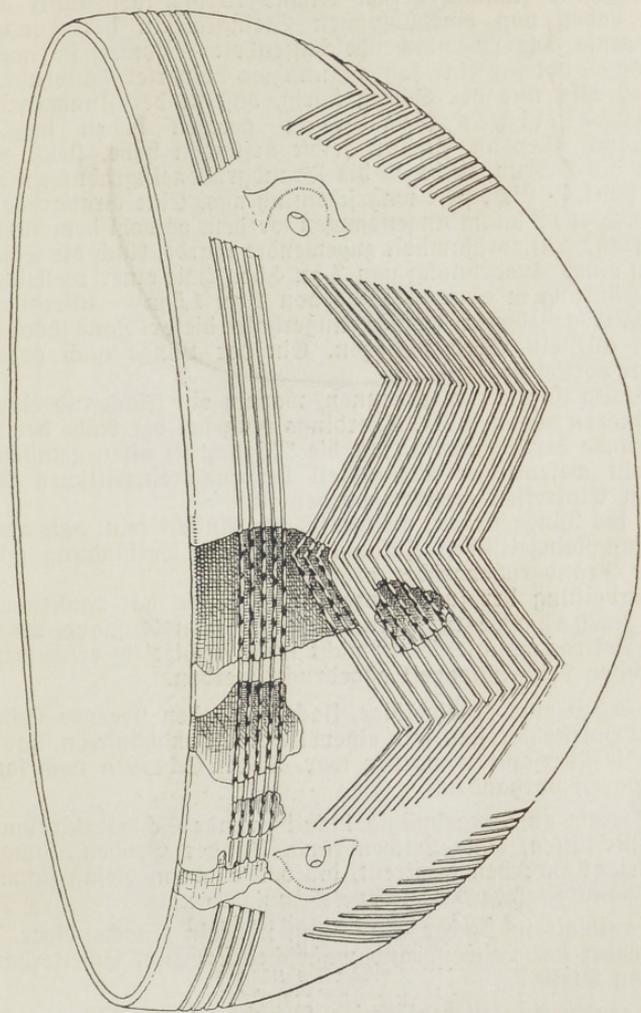


Abb. 8. Schwarznstedt 1942. Wiederherstellung einer kumpartigen Schale nach Scherben von Stelle 2. 1 : 2 nat. Gr.

Auswaschung der beim Umlagern des Bodens notwendig in tiefere Lagen gelangten Bleichsande und humosen Teile muß der Zeitpunkt dieses Eingriffes schon länger zurückliegen.

Es muß also vermutet werden, daß es sich bei den Tonwarenfunden der Stellen 1 bis 3 um Reste eines jungsteinzeitlichen Grabes handelt. Man könnte die Überlegung anstellen, daß die Keramik aus einem zerstörten Steingrab stammt, dessen Steine restlos fortgeführt worden sind. Wir haben von einem solchen Steingrab in der Fundgegend keine Kenntnis. Die Oberflächenbeschaffenheit — soweit sie noch vorhanden war — bot für eine solche Annahme keinerlei Handhabe.

So blieb also nur der Schluß übrig, daß in der Fundgegend ein jungsteinzeitliches Flachgrab gelegen haben mag. Daß ein solches sich aber an Stelle 2 selbst befunden habe, sieht — auch wenn man die Störungen durch die Brandgrubeneingrabungen mit in Rechnung stellt — nicht sehr wahrscheinlich aus. Eine Grabgrube kann also an der Stelle 2 kaum angenommen werden, obwohl dem Abgraben derselben große Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Auch die Scherbenstreuung in einer Ausdehnung von 7 zu 4,5 m (mit einer vielleicht vorhandenen Häufung in einem Raume von 1 zu 1,5 m — allerdings kamen die ganz gehobenen Gefäße außerhalb dieser Zone heraus —) läßt kaum auf ein Grab schließen. Ein der Länge nach gezogener Profilschnitt verlief ergebnislos.

Andererseits ist nicht zu erkennen, warum ein Flachgrab eine Umbettung erfahren haben sollte. Allerdings muß bei der Nähe der Fundstelle am Rande der Sandentnahme die Möglichkeit offen gelassen werden, daß ein wesentlicher Bestandteil der jungsteinzeitlichen Anlage vor meinem Eintreffen zerstört worden ist.

So, wie die Dinge liegen, möchte ich der Ansicht sein, daß die Störung der jungsteinzeitlichen Zusammenhänge in Verbindung mit der Anlage der Brandgrubengräber erfolgt ist.

Die Bearbeitung der jungsteinzeitlichen Funde hat dankenswerter Weise Dr. R. Dehnke trotz seines Einsatzes in Rußland übernommen. Sein Beitrag konnte leider nicht mehr rechtzeitig erscheinen. Er soll im nächsten Nachrichtenheft abgedruckt werden.

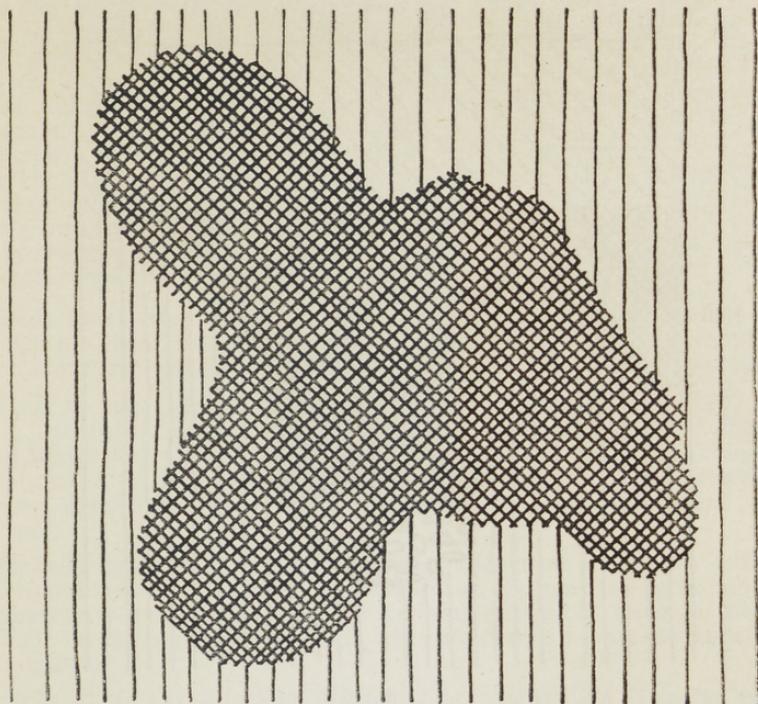
**Stelle 4** ergab eine regelmäßige, flach im Boden liegende Schwarzfärbung mit Holzkohlereften und einem Leichenbrandhäufchen, das ganz mit Holzkohle überschüttet worden war. Weder Scherben noch sonstige Beigaben waren vorhanden.

**Stelle 5** zeigte eine regelmäßig länglich-runde Schwarzfärbung mit Holzkohleeinschlüssen, ohne Leichenbrand. In der Grubenfüllung waren eine Anzahl Scherben verstreut, die von einem Gefäß stammten. Das Gefäß konnte wiederhergestellt werden (Abb. 14).

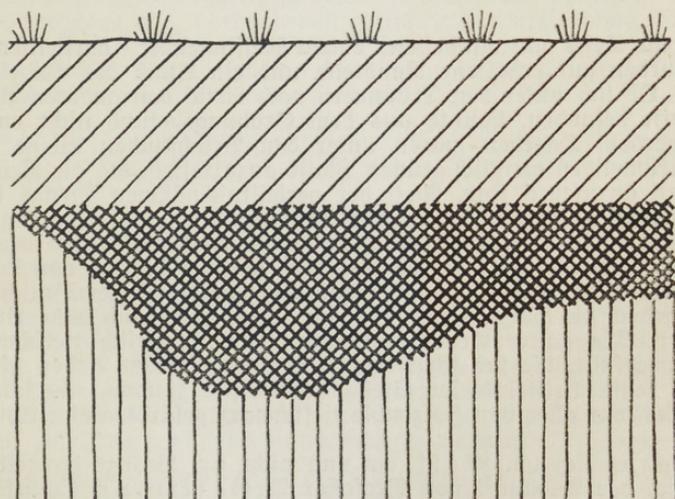
**Stelle 6** enthielt in flacher Eintiefung nur ein Knochenlager. Nach der Lage gehört der Leichenbrand wahrscheinlich zum Scheiterhaufenrückstand von Stelle 7.

**Stelle 7** ergab eine nierenförmige Brandgrube, welche nur Holzkohlerefte enthielt ohne weitere Beifunde.

**Stelle 8** (Abb. 9) ließ sich eine ausgedehnte Verfärbung von etwa der Form eines dreiblättrigen Kleeblattes erkennen. Schon beim Abheben des ersten Spatenstiches wurden kleinere Bronzestückchen aufgehoben. Beim Tiefergehen wurden in zwei Dritteln der Grube eine kompakte Schicht verzogener und verschlackter Bronzeteile gefunden,

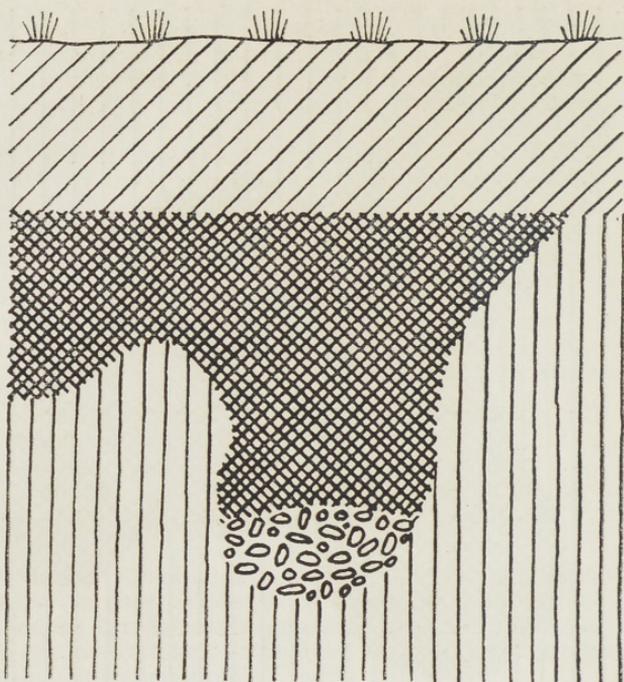


1



2

Abb. 9: 1—2. Schwarmstedt 1942. Plan und Längsschnitt von Stelle 8.



3

Abb. 9: 3. Schwarmstedt 1942. Querschnitt von Stelle 8.

welche die Reste von mindestens einem Messingimer<sup>1</sup> darstellten. Von ihm wurden gut erhaltene Randteile und ein Stück des Bügels festgestellt. Ob sich unter den Trümmern noch Reste von anderen Bronzebehältern befanden, konnte aus dem Grabungsbefund nicht entnommen werden. Dagegen waren unter den Bruchstücken kleine Lager einer krümeligen weißlich-grünen Masse anzutreffen, die als Reste von Glasfluß anzusehen sind. Nach der verhältnismäßigen Menge solcher Stellen muß angenommen werden, daß auf dem Scheiterhaufen mehrere Glasgefäße — wahrscheinlich Becher — niedergelegt worden sind.

Unter diesen Funden waren nur ganz geringe Spuren von Leichenbrand vor allem in den oberen Lagen anzutreffen. Ungewöhnlich stark waren jedoch die Holzkohlevorkommen, unter denen sich dicke Brocken befanden. Die ganze Grube war mit einer einheitlich tiefschwarzen Erde ausgefüllt, die sich scharf gegen den ungestörten Boden absetzte.

Das letzte Drittel dieser Stelle erwies sich zunächst als fundleer. Auch hier war alles von Holzkohle tiefschwarz gefärbt. Beim Abtragen

<sup>1</sup> Daß es sich um Messing und nicht um Bronze handelt, verdanke ich der Auskunft von Professor W. Geilmann (Institut für anorganische Chemie und Institut für Werkstoffkunde an der Technischen Hochschule zu Hannover), der liebenswürdigerweise die Untersuchung unternommen hatte.

ergab sich eine beutelartige Eintiefung von 1,30 m größter Tiefe, auf deren unterstem Grunde der ungewöhnlich schlecht erhaltene Leichenbrand geschüttet war. Die kalkigen Trümmer ließen kaum eine Bergung zu, so daß nur geringe Reste aufgefunden werden konnten.

Die schlechte Erhaltung des Leichenbrandes kann vielleicht damit in Verbindung gebracht werden, daß der Scheiterhaufen — nach seinen bedeutenden Rückständen — von großen Ausmaßen gewesen ist, wodurch die Leiche weitgehender als gewöhnlich verbrannt ist. Die Größe des Scheiterhaufens sollte vielleicht mit dazu dienen, die Bedeutung des Verstorbenen auszudrücken, wie auch die reiche Ausstattung dieses Grabes auf die Bestattung eines vornehmen oder wenigstens doch vermögenden Mannes schließen läßt.

**Stelle 9** war eine regelmäßige flache Verfärbung von 0,40 zu 0,40 m und 0,25 m Tiefe. Sie enthielt außer Holzkohlestückchen nur wenige Leichenbrandsplitter, die beim Auflesen zerfielen.

**Stelle 10** war gleichfalls eine schwarze Aschenstelle von 0,40 zu 0,30 m und 0,30 m Tiefe. Sie lag ganz am Rande der Sandentnahme, jedoch scheint sie nur unbedeutend abgegraben worden zu sein. Leichenbrand war nicht vorhanden. Gefunden wurde eine atypische Scherbe und ein Feuersteinabschlag, der wohl nicht zur Grabausstattung gehört hat.

**Stelle 11** ergab ein kleines Leichenbrandlager mit geringen Holzkohleeinschlüssen. Es ist nicht ganz klar, ob es sich um eine vollständige Brandgrube oder nur um eine Leichenbrandbeisezung handelt. Nach der Lage im Gräberfeld möchte man die erste Annahme für wahrscheinlicher halten.

**Stelle 12** ist nur ungefähr bestimmt. Hier haben die Arbeiter vor meinem Eintreffen einen groben Leichenbrand angetroffen und an die Seite gelegt, so daß ich ihn auffammeln konnte. Nach der trotz mehrmaligen Abregnens noch vorhandenen geringen Schwarzfärbung könnte diese Stelle eine Brandgrube gewesen sein. Nach der Lage wäre es aber auch möglich, daß es sich um den Leichenbrand zu Stelle 5 handelt. Zwischen dem Leichenbrande fanden sich zwei Scherben.

**Stelle 13** war eine große tiefschwarze Aschenstelle von 0,75 zu 0,80 m und 1 m Tiefe. Es waren auffallend große Holzkohlestücke vorhanden, sonst lediglich eine Scherbe.

**Stelle 14** (Taf. 11: 1) ergab eine schwarze Verfärbung von 0,30 zu 0,50 m und 0,45 m Tiefe, welche die üblichen Holzkohlereste enthielt. An der östlichen Schmalseite der Aschenstelle stand eine Urne (Abb. 10), welche der Länge nach von einer Kiefernwurzel durchwachsen war. Das ganze Gefäß war mit einem Gefilz feinsten Wurzelfasern ausgefüllt, welche zwischen die Wandung gewachsen waren und diese längs zersprengt hatten. So zerfiel das Gefäß beim Herausnehmen. Auch hier war auffällig, wie flach das Gefäß im Boden stand.

Der Leichenbrand war in der Urne beigelegt. Wir haben also dem Typ nach ein *B r a n d s c h ü t t u n g s g r a b* vorliegen.

**Stelle 15** war zunächst kaum auffällig (0,50 zu 0,60 m und 0,55 m Tiefe). In der Mitte der Schwarzfärbung aber kamen dann wieder Bronzereste wie bei Stelle 8 zutage. Diese waren viel stärker verschmolzen und verschlackt als die der großen Bronzegrube. Nach einigen

besser erhaltenen Teilen vom Rande und dem massigen Bodenstück muß geschlossen werden, daß auch hier ein Messingeimer vorhanden gewesen ist. Daß noch weitere Bronzebehälter bestanden haben, erscheint fraglich. Auch die Spuren von Glas fehlten in diesem Grabe. Der Leichenbrand befand sich über dem Boden der Grube ausgebreitet.

**Stelle 16** zeigte die übliche Schwarzfärbung mit Holzkohleeinschlüssen. In der 0,40 m tiefen Grube fanden sich vereinzelt Scherben. Leichenbrand war nicht vorhanden.

Dagegen fand sich in einer südwestlich anschließenden etwas flacheren Grube ein Knochenlager im fast ungestörten Sande. Hier war sorgfältig alle Holzkohle herausgelesen worden, so daß die Färbung der Grube nur unerheblich vom anstehenden Sande abstach. Beifunde waren nicht vorhanden.

**Stelle 17** (Taf. 11: 2) brachte ein im klaren Sande stehendes kleineres Gefäß (Abb. 9). Seine Oberkante stand 0,22 m unter der Oberfläche. Da es Leichenbrand enthielt, haben wir es mit einem Urnengrab zu tun.

**Stelle 18** war eine regelmäßige muldenförmige Aschenstelle von 0,55 zu 0,55 m Abmessung und 0,40 m Tiefe. Sie enthielt außer der durch Holzkohlereste bedingten Schwarzfärbung keine Einschlüsse.

## Die Grabformen

Das Gräberfeld von Schwarmstedt zeigt trotz der nicht sehr erheblichen Zahl der untersuchten Gräber eine bemerkenswerte Vielfalt der Grabformen. Die im osthannoverschen Raum möglichen Erscheinungsformen des Flachgrabes — abgesehen von der Skelettbestattung — sind in Schwarmstedt vertreten.

Am hervorstechendsten ist das Brandgrubengrab, das in seiner typischen Ausformung vorliegt. Der Leichenbrand ist aus der Scheiterhaufenasche herausgelesen worden. Man bettete ihn dann meist in einer besonderen Vertiefung der Grabgrube und überschüttete ihn mit den gesamten Rückständen des Scheiterhaufens.

Es konnte nicht beobachtet werden, daß der Leichenbrand so stark gesondert lag, daß man für den Vorgang der Bestattung ein besonderes Behältnis — etwa eine Holzschale oder einen Stoffbeutel — voraussetzen müßte. So wird man wohl annehmen müssen, daß der Leichenbrand nicht verlesen wurde, sondern daß man die Reste der Gebeine mit den umgebenden Aschenteilen zusammen aufhob und zuerst in die Grube tat. Diese Reste wurden dann mit den Überbleibseln des Scheiterhaufens überschüttet.

Solche reinen Brandgrubengräber sind die Stellen 1, 4, 8, 15, vielleicht auch 9 und 11.

Daneben kamen Gruben vor, die nur Aschenreste enthielten, und andere, die nur Knochenlager darstellten. Man könnte die Meinung vertreten, daß in den nur Scheiterhaufenrückstände aufweisenden Gruben der ehemals vorhanden gewesene Leichenbrand durch irgendwelche chemischen oder pflanzenbedingte Vorgänge restlos vergangen wäre. Dieser Annahme könnte man entgegenhalten, daß sich bei einem Zersetzungsprozeß im allgemeinen wenigstens kleine Teile einer restlosen Zerstörung entziehen, so daß man meist doch geringe Spuren des ehemals Vorhandenen noch erfassen kann. Hinzukommt, daß von unserer Grabungsstelle eine ganze Reihe gut erhaltener Leichenbrände vorliegen, so daß es zu glauben schwer fällt, daß nur wenige Meter daneben grundsätzlich veränderte Verhältnisse vorgelegen haben sollen.

Einen gewissen Schluß in diesen Überlegungen möchte ich in der örtlichen Lage der Nur-Aschenstellen sehen. Es sieht so aus, als ob in ihrer Nähe jeweils immer ein Knochenlager vorhanden ist. Wenngleich die geringe Ausdehnung der Grabungsfläche eine endgültige Behauptung nicht zuläßt, so scheint mir die Beschaffenheit der Stelle 16 doch einen deutlichen Hinweis zu geben.

So bin ich der Meinung, daß auf unserem Friedhof von Schwarmstedt zu einer reinen Aschenstelle immer auch ein Knochenlager gehört. Diese Bestattungsart würde dem Wesen nach den Brandgruben entsprechen. Die einzige Abweichung wäre, daß man bei der Niederlegung den Scheiterhaufenrückstand in einer besonderen Grube neben dem Leichenbrand anordnete (anstatt ihn über denselben zu schütten).

Diese Form getrennter Aschen- und Knochenlager liegt, außer bei Stelle 16, bei Stelle 3 vor, ferner bei Stelle 5, zu der vermutlich das Knochenlager Stelle 12 gehört, und Stelle 7, zu der wahrscheinlich das Knochenlager Stelle 6 gehört. Bei den noch übrigen Aschenstellen (Nr. 2, 10, 13 und 18) muß angenommen werden, daß zugehörige Knochenlager außerhalb der von der Grabung untersuchten Fläche liegen bzw. gelegen haben.

Der Typus des Brandschüttungsgrabes liegt in Stelle 14 vor, wo der Leichenbrand in einer Urne beigefetzt war, während der Scheiterhaufenrest in einer Grube hart neben der Urne eingegraben war.

Schließlich kommt auch die Form des gewöhnlichen Urnengrabes in Stelle 17 vor. Hierbei wurde der Leichenbrand sorgfältig geborgen und in eine Graburne gelegt. Der Rückstand des Scheiterhaufens wurde nicht beigefetzt.

Die sorgfältige Niederlegung des Leichenbrandes erscheint auch unserem heutigen Denken ganz selbstverständlich, da es auch mit unserer Achtung vor den Toten nicht zu vereinen wäre, daß die Verbrennungsrückstände der Gebeine einfach mit den Resten des Scheiterhaufens sich selbst überlassen würden. Nicht mehr aber können wir die Gründe für die Sorge um die Scheiterhaufenasche nachfühlen, zumal aus dieser doch die Knochenreste herausgelesen worden sind.

Hierin zeigt sich wieder einmal die Andersartigkeit des religiösen Empfindens der Vorzeit, das aus Grabungs- und Fundbeständen allein zu erschließen kaum möglich erscheint. In diesem Falle haben wir in der altnordischen Überlieferung einen letzten Hinweis für die Frage des Verbleibes der Scheiterhaufenreste erhalten. In der Heimskringla heißt es in der „Geschichte von den Ynglingen“<sup>2</sup>:

„Odin führte nun die Gesetze ein in seinem Lande, die seit altersher bei den Aßen gegolten hatten. So bestimmte er, daß alle Toten verbrannt würden und daß alle ihre bewegliche Habe mit auf den Scheiterhaufen gelegt werden sollte. Denn er sagte, jeder sollte mit so reichem Besitz nach Walhall kommen, als auf seinem Scheiterhaufen bei ihm gewesen sei. Dort sollte er auch die Schätze besitzen, die er in der Erde vergraben hätte. Die Asche aber sollte man in die See streuen oder in der Erde vergraben. Über vornehmen Männern aber sollte ein Grabhügel errichtet werden zu ihrem Gedächtnis. Aber zur Erinnerung an besonders mannhafte Männer sollte man

---

<sup>2</sup> Die Übersetzung ist dem 14. Bande der „Thule“-reihe: „Snorris Königsbuch“ 1. Band (übertragen von Felix Niedner), Jena 1922, S. 33 f. entnommen.

Bautasteine errichten. Und dieser Brauch erhielt sich noch lange nachher.“

Ohne Frage liegt in dieser Schriftstelle ein alter Überlieferungsbestand vor, da zu Snorris Zeit schon seit langem nicht mehr verbrannt, sondern körperbestattet wurde. Deutlich aber ist zu erkennen, wie auch von unserem heutigen Blickpunkt aus gesehen scheinbar nebensächliche Einzelheiten des Totenkults und Grabritus in feste Vorstellungen und Regeln eingebettet waren, zu deren letzten Sinn hindurchzudringen Ziel der Forschung bleiben muß.

### Die Funde

Die jungsteinzeitlichen Funde werden — wie ich bereits sagte — von Dr. R. Dehnke gesondert behandelt und bleiben hier unberücksichtigt.

An den übrigen Funden ist bemerkenswert, daß nur die Metall- und Glasgegenstände dem Feuer ausgesetzt waren. Nur diese waren also mit auf den Scheiterhaufen gelegt worden.

Demgegenüber wies die Tonware in keinem Falle Feuerwirkung auf. Auch die verhältnismäßig häufig vorkommenden Scherben waren fast ausnahmslos nicht gegläht. Nur einige kleine als Streufunde aufgelesenen Scherbenstückchen waren verschlackt. Die Tongefäße sind also nicht mit auf den Scheiterhaufen gegeben worden, sondern wurden erst nach der Verbrennung der Beisetzung hinzugefügt.

Ein Grund für diese getrennte Behandlung der Beigaben ist schwer zu finden. Auch für die eigentümliche Sitte der Hinzufügung einzelner Scherben in die Gruben kann keine einleuchtende Erklärung gegeben werden. Vielleicht werden neue Grabungsbeobachtungen in dieser Frage neue Erkenntnisse vermitteln.

An **Tongefäßen** wurden folgende Stücke gehoben:

1. Ein situlaartiges Gefäß mit kurzem wenig ausgeprägtem Standring (Abb. 10; aus Stelle 14) und braunschwarzlicher Farbe. Das gänzlich unverzierte gut geglättete Stück hat einen sehr schmalen etwas nach außen gelegten Rand.



Abb. 10. Schwarmstedt 1942. Gefäß aus Stelle 14. 1:4 nat. Gr.

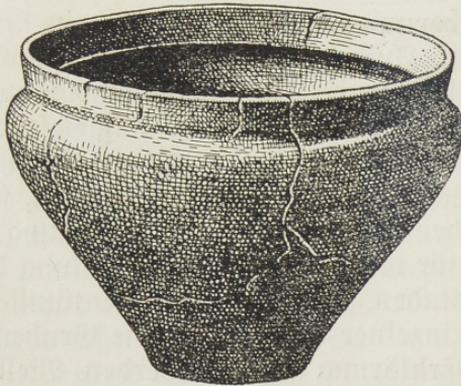


Abb. 11. Schwarmstedt 1942. Gefäß aus Stelle 17. 1:4 nat. Gr.

Durch die gleichfalls sehr schmale Schulter, den scharfkantigen Umbruch und die gerade Bauchwandung sieht es schlank und wohlgeformt aus.

2. Das zweite Gefäß ist ebenfalls situlaartig (Abb. 11; aus Stelle 17). Es ist kleiner als das vorige und hat keinen



Abb. 12. Schwarmstedt 1942. 1 : 4 nat. Gr.

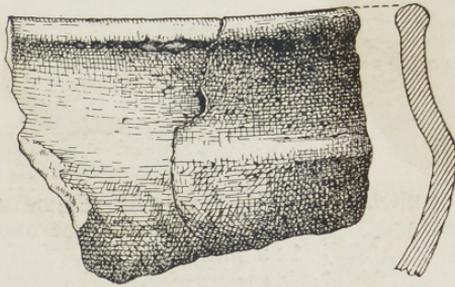


Abb. 13. Schwarmstedt 1942. 1 : 2 nat. Gr.

Zuß; die Standfläche ist eben. Der Ton ist glänzend schwarz und an der Oberfläche gut geglättet. Die schräg ansteigende ebene Wandung biegt an der Schulter in gleichmäßiger Rundung bis zur Waagerechten um, wo ein kleiner senkrecht stehender Rand angefügt ist.

3. Auch das dritte Gefäß ist von situlaartigem Typ (Abb. 12; vor meinem Eintreffen gehoben). Sein Ton ist dunkelbraun und an der Oberfläche gleichfalls recht gut geglättet.



Abb. 14. Schwarmstedt 1942. Ergänztes Gefäß aus Stelle 5.  
1 : 4 nat. Gr.



Abb. 15. Schwarmstedt 1942.  
Beigefäß.

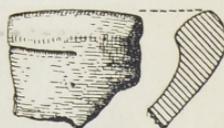


Abb. 16. Schwarmstedt 1942.  
Randscherbe aus Stelle 9.  
1 : 2 nat. Gr.

Das Gefäß ist ziemlich weitmündig. Die ebene Wandung biegt an der Schulter nur wenig ein und führt im gleichen weichen Schwunge ohne erkennbaren Hals in den Randsaum über.

4. Zwei größere Randscherben (Abb. 13) zeigen den hohen steilen Hals eines aus den Tonstüben entwickelten Gefäßes mit konischem Unterteil und flachem Boden. Als Beleg dieser Form sind die Scherben von Wichtigkeit.

5. Das vierte Gefäß (Abb. 14) ist aus den einer Brandgrube (Stelle 5) beigegebenen Scherben ergänzt worden; es

ist also überhaupt bruchstückhaft in den Boden gelangt. Da ein vom Rande bis zum Boden reichendes Profil vorhanden war, wurde die Ergänzung vorgenommen, um unsern aus den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende kargen Fundbestand um eine Form zu vermehren.

Das Stück stellt in seinem ziegelroten Ton und mit der nicht besonders gepflegten Oberfläche offensichtlich einen Vertreter der Gebrauchstonware dar, die wir sonst als Sied-  
keramik bezeichnen. Seine Form zeigt ein weitmündig ansteigendes Gefäß mit breitem eingebogenen Rand; der Umbruch ist nicht sehr scharf.

Die weiteren Gefäßscherben haben weniger typische Bedeutung, zumal sie überwiegend von der Wandung stammen. Besonders zu erwähnen sind noch zwei ausgeglühte Randscherben mit nach innen verdicktem und fazettiertem Rand, die aber als Streufeunde aufgehoben wurden.

Datierende Beifunde sind leider nicht geborgen worden. Nach den Formen gehören Gefäß 1 und 2 ins 1./2. Jahrhundert nach der Zeitwende; obwohl datierte Gefäße aus unserem Gebiet noch nicht gefunden sind, könnte man nach dem Vergleich mit anderen Gebieten<sup>3</sup> für diese beiden Stücke die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts annehmen. Hingegen sieht das dritte Gefäß formenkundlich jünger aus, so daß es — mit Vorbehalt — an das Ende des 2. Jahrhunderts gesetzt werden könnte.

Da es nicht wahrscheinlich ist, daß zwischen der Belegung der einzelnen Gruben große zeitliche Zwischenräume bestanden haben, werden wir auch die beiden ersten Gefäße als nahe der Mitte des 2. Jahrhunderts stehend ansehen müssen.

Die vierte Gefäßform kommt in den ersten drei Jahrhunderten nach der Zeitenwende vor, so daß es für die Zeitfrage keinen Anhalt gibt. Dagegen scheint mir durch eine kleine Randscherbe (Abb. 16) aus Stelle 9, die von einer großen Schale mit nach innen verdicktem und fazettiertem

---

<sup>3</sup> Raf. von UsIar: Westgermanische Bodensfunde des ersten bis dritten Jahrhunderts nach Christus aus Mittel- und Westdeutschland. Berlin 1938. Vgl. auch denselben: Die germanischen Bodensfunde der ersten drei Jahrhunderte nach Chr. im westlichen Deutschland. Die Kunde 2, 1934, S. 27 ff.

Rande stammt, die Einhaltung des Endes des 2. Jahrhunderts als obere Zeitgrenze nochmals unterstrichen zu sein, weil diese Ränder nach unserer bisherigen Kenntnis eher im 1. als im 2. Jahrhundert vorkommen.

Es muß allerdings ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß aus unserem Gebiet — womit das Land südlich und westlich des Allerbogens verstanden ist — Keramikfunde mit datierenden Beigaben bisher nicht gehoben worden sind. Den obigen chronologischen Erwägungen auf Grund formenkundlicher Verhalte kann also vorläufig nur bedingter Wert zukommen.

An **Eisenfunden** wurden nur wenige Stücke geborgen:

1. Aus Stelle 3 stammt die gut erhaltene Lanzenspitze von etwa 23,5 cm ursprünglicher Länge (Tafel 12), in deren Tülle ein durchgesteckter Nagel erhalten ist. Das weidenblattförmige Blatt ist dünn und scharf geschmiedet, so daß die Waffe einen ausgezeichneten Eindruck macht. Chronologische Anhaltspunkte sind durch die Lanzenspitze nicht gegeben. Jahn sagt von den frühkaiserzeitlichen Lanzenspitzen<sup>4</sup>: „Am häufigsten und für die frühe Kaiserzeit am meisten charakteristisch sind die unprofilierten Lanzenspitzen, welche schon am Ende der Latènezeit auftreten. Das Eigentümliche dieser Gruppe besteht in ihren unausgeprägten Formen, denen jeglicher hervorstechende und auffallende Zug fehlt. Sie ermüden durch ihre Eintönigkeit und ihr zahlreiches Vorkommen. Gemeinsam ist ihnen die geringe Länge von etwa 12 bis 25 cm.“ Diese Kennzeichen treffen auf unsere Lanzenspitze von Schwarmstedt zu.

2. Gleichfalls aus Stelle 3 stammt ein gerader Abschnitt vom Schildrandbeschlag, der in sechs Teile zerbrochen ist. Die gute Erhaltung erklärt sich wie bei der Lanzenspitze durch Ausglühen vor der Niederlegung im Boden. Der Beschlag ist aus einem geraden Blechstreifen durch Falten gebildet. Nagellöcher sind nicht vorhanden und müssen sich an den nicht erhaltenen Teilen des Beschlages befunden haben.

---

<sup>4</sup> Mart. Jahn: Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Würzburg 1916, S. 80.

3. Aus Stelle 8 ist ein längerer dünner Nadelrest aus Eisen erhalten, dessen ursprüngliche Bedeutung nicht mehr zu erkennen ist. Das Stück war mit Bruchstücken eines Metallgefäßes zusammengewachsen und mußte nach der total eingetretenen Oxidation nicht gegliht gewesen sein, also wohl erst bei der Bestattung hinzugefügt worden sein. An einem Ende könnte man den Ansatze einer Spirale vermuten, so daß wir es mit der Nadel einer eisernen Fibel zu tun haben könnten, von deren Bügel dann aber nichts mehr vorhanden wäre. So müssen wir diesen Befund als offen bezeichnen.

Von besonderer Bedeutung sind die Brandgruben von Schwarmstedt durch die Reste von römischen **Messinggeimern** und **Bronzegefäßen**, wenngleich dieser Umstand durch den außerordentlich schlechten Erhaltungszustand weitgehende Einschränkung erfahren muß. Die Metallgeräte waren mit auf den Scheiterhaufen gelegt worden und sind bei der Verbrennung stark geschmolzen und verzogen. Bei der Bestattung wurden die Reste einfach in die Grube geschüttet, wo sie bei der Auffindung einen regellosen Trümmerhaufen darstellten. Der Grabungsbefund konnte keinen Aufschluß über Zahl und Art der Gefäße liefern.

Erst die Sichtung des Fundmaterials ermöglichte es, etwas Ordnung in den Befund zu bringen. Glücklicherweise hatten nicht alle Teile gleichmäßig unter der Feuereinwirkung gelitten. Hoffnungslos zerstört waren alle Wände und auch die Böden. Durch das Ausglihen waren sie wahrscheinlich so spröde geworden, daß die formlos gewordenen Stücke bei der Beisezung in viele kleinste Bruchstücke zerbrachen. Dagegen erwiesen sich die verdickten Ränder als widerstandsfähiger, so daß sie — wenn auch vielfach zerbrochen — einige Anhaltspunkte gaben.

Wie verschieden sich sowohl die Beschaffenheit des Scheiterhaufens als auch der Platz der Niederlegung der Gefäße auf demselben auswirken können, mag dem unterschiedlichen Aussehen der Stellen 8 und 15 entnommen werden. Während die Metallreste von Stelle 8 einen großen Haufen verzogener und bröcklicher Gefäßteile mit geringen Ver-

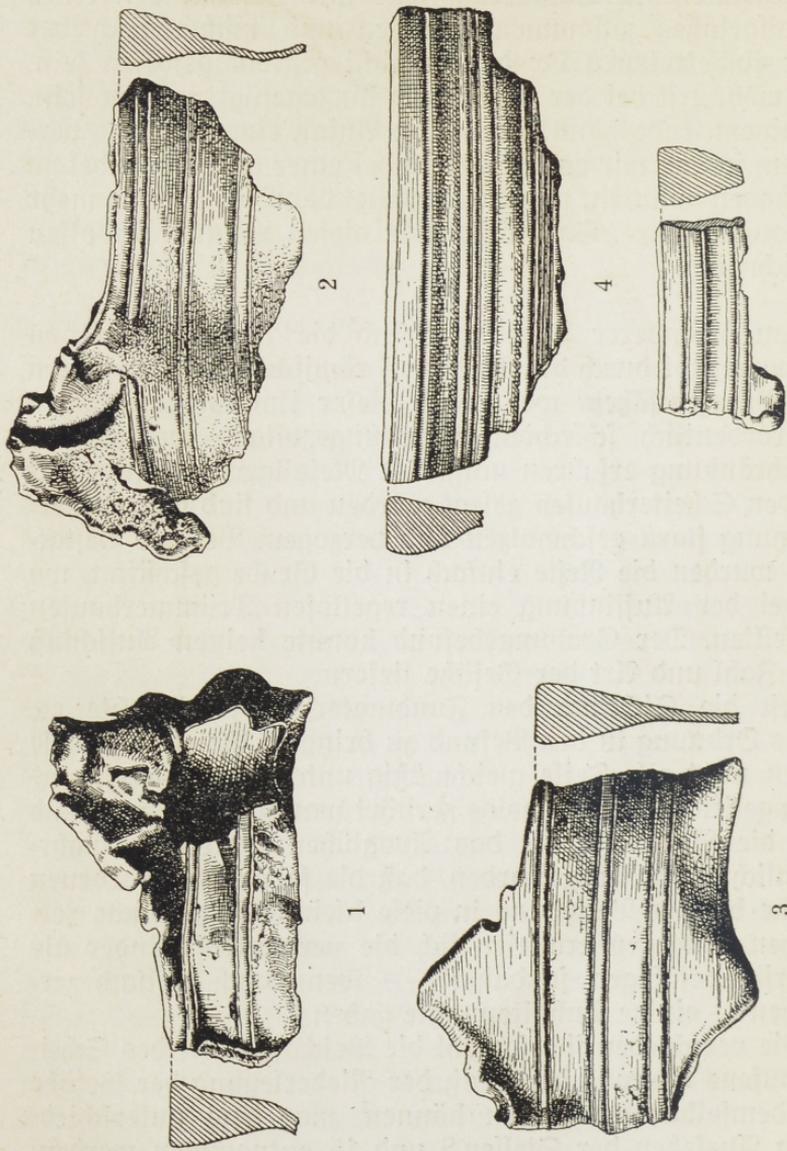


Abb. 17. Schwarmstedt 1942. 1—3. Verschälichte Henkelattaschen von einem Hemmoorer Eimer.  
 4—5. Wandprofile von zwei weiteren Hemmoorer Eimern. 1:1 nat. Gr.



Abb. 18. Schwarmstet 1942. Genhelreit von einem Hemmoorer Eimer.  
1 : 1 nat. Gr.

schmelzungserrscheinungen bildeten, war in Stelle 15 der Gefäßoberteil — wahrscheinlich handelt es sich hier ursprünglich nur um einen Eimer — auf den Boden gesunken und hatte mit diesem einen schweren unförmigen Klumpen gebildet, außerhalb dessen nur eine geringe Anzahl einzelner Metallteile vorhanden waren.

Nach der unterschiedlichen Stärke einer Anzahl erhaltenen Randstücke können in Stelle 8 verschiedene Gefäßtypen festgestellt werden.

Einige nach innen ziemlich kräftig verdickte senkrechte Randprofile, zu denen erfreulicherweise auch drei Bruchstücke der beiden mit der Gefäßwand in einem Guß hergestellten Henkelattaschen erhalten geblieben sind (Abb. 17, 1—3), stammen ohne Zweifel von einem Messingimer vom Hemmoorer Typ. Als Musterung finden sich unter dem Rande umlaufende flach eingedrehte Vertiefungsstreifen, während auf den schmalen erhabenen Gratstreifen umlaufende Killen eingeschnitten sind. Die Messingimer von Schwarmstedt haben also zu den einfachen nur linear verzierten Formen der Hemmoorer Eimer gehört. Nach der verschiedenen Anordnung dieser Linienverzierung (Abb. 17, 1—3, 4 u. 5) müssen drei verschiedene Eimer angenommen werden. Hierbei ist auffällig, daß von dem Eimer mit den erhaltenen Henkelattaschen fast der ganze Rand in Bruchstücken erhalten ist, während von den übrigen Rändern nur einzelne Teile vorhanden sind.

Wohl zu dem Eimer mit dem fast vollständig erhaltenen Randteil gehört das quer gegliederte Bügelstück (Abb. 18), von dem leider die Enden nicht erhalten geblieben sind. Damit kann das ursprüngliche Aussehen dieses Messingimers beispielsweise dem einer Anzahl von ähnlichen Stücken aus Hemmoor selbst verglichen werden<sup>5</sup> (vgl. die hier gegebene Abbildung eines Messingimers aus Hemmoor (Abb. 19).

Außer den kräftig verdickten Randprofilen der Hemmoorer Eimer sind einige längere Stücke eines schwächer verstärkten Randes vorhanden, die offensichtlich von einem anderen Gefäßtyp stammen (Abb. 20). Auch dieser Rand

<sup>5</sup> Z. B. Heinr. Willems: Die römischen Bronzeimer von Hemmoor. Hannover 1901, Taf. II: 6—9.

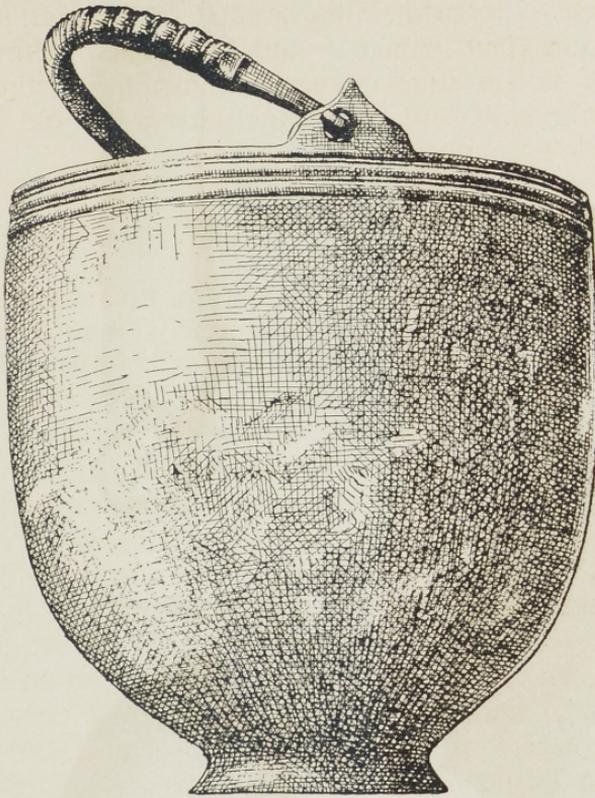
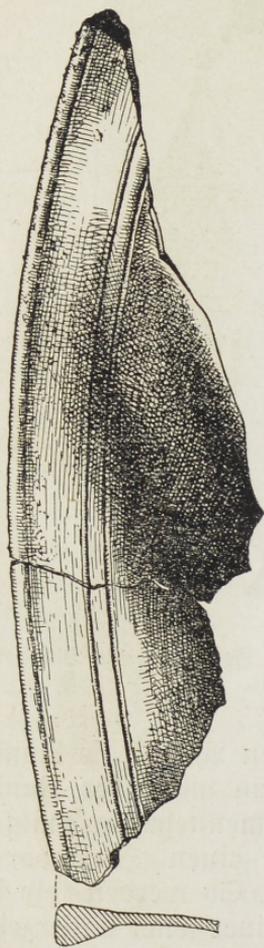


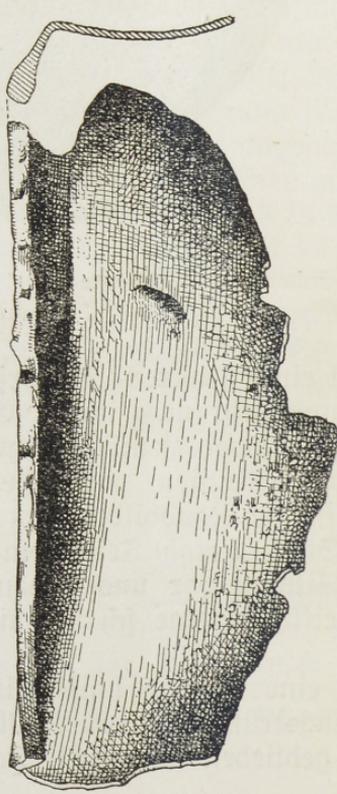
Abb. 19. Eimer vom Hemmoorer Typ. Fundort: Hemmoor, Kr. Diepholz.  
1:4 nat. Gr.

sitzt auf einer senkrecht emporsteigenden Wand; die Randverdickung geht nach innen. Etwa 1 cm unter der Randkante sind zwei ziemlich dicht zusammenstehende umlaufende Schnittlinien vorhanden. Für einen Hemmoorer Eimer ist die Randbildung zu schwach. So werden wir in diesen Stücken wohl Teile vom Rand einer jener kaiserzeitlichen Situla vor uns haben, die im Gegensatz zu den latènezeitlichen eine scharf umbrechende Schulter erhalten haben.

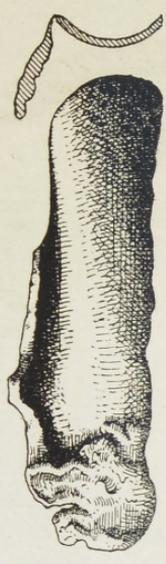
Von einer solchen kaiserzeitlichen Situla ist unter den Wandungstrümmern von Stelle 8 ein Teil der Schulter erhalten geblieben (Abb. 21). Das Stück ist stark verbogen.



20



22



23

Abb. 20, 22 u. 23. Schwarmstedt 1942. Reste von Metallgefäßen aus Stelle 8. 1 : nat. Gr.

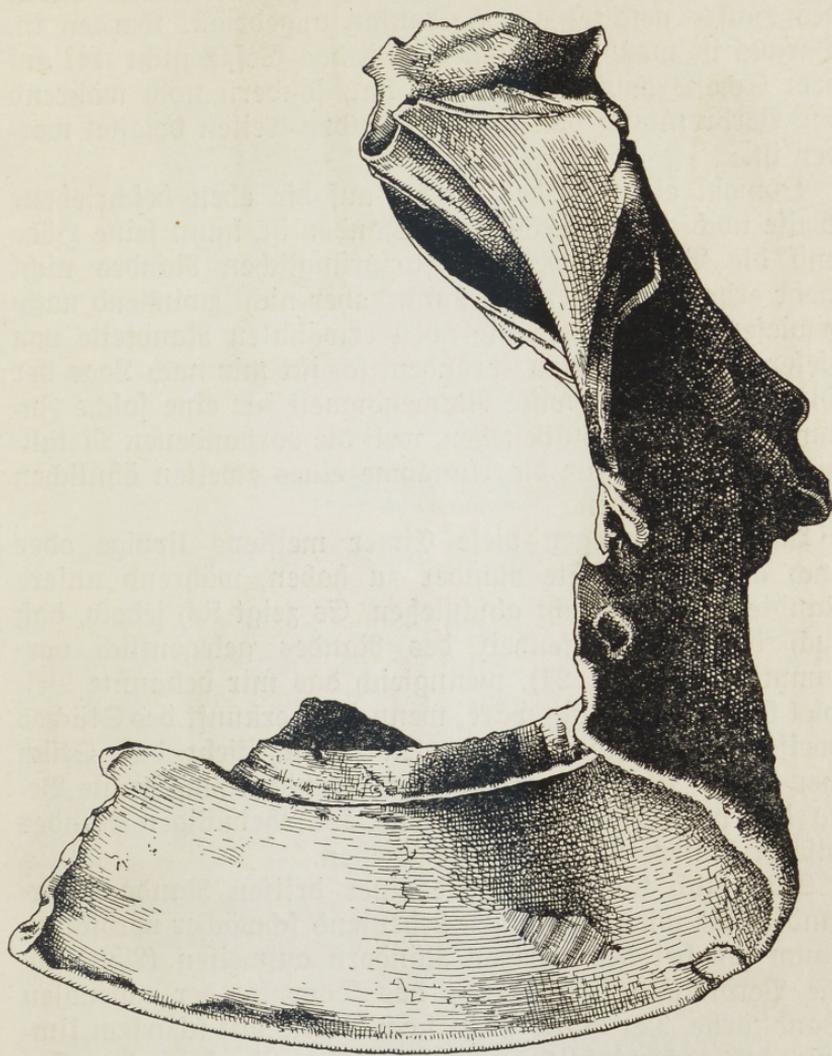


Abb. 21. Schwarmstedt 1942. Schulterteil einer Metallschulter aus Stelle 8. 1 : 1 nat. Gr.

Dieser Teil des Gefäßes war bei der Verbrennung so weich geworden, daß er um die Schulterkante zusammenklappte. Ursprüngliche Wandungsabschnitte sind von unten gegen die Schulter gepreßt worden, während ein kleines Stück des Halses gefaltet am Halsansatz angedrückt worden ist. Daraus ist wohl zu schließen, daß das Gefäß nicht frei auf dem Scheiterhaufen gestanden hat, sondern noch während der Verbrennung von nachrutschenden Teilen belastet worden ist.

Obwohl ein Teil des Halses auf die eben beschriebene Weise noch an der Schulter vorhanden ist, kann seine Höhe und die Beschaffenheit des ursprünglichen Randes nicht mehr erkannt werden. Es kann daher nicht zwingend nachgewiesen werden, daß die oben erwähnten Randteile von dieser Situla stammen. Trotzdem scheint mir nach Lage der Dinge doch eine gewisse Notwendigkeit für eine solche Zusammenbringung zu bestehen, weil die vorhandenen Metallreste kaum noch für die Annahme eines zweiten ähnlichen Gefäßes ausreichen.

Immerhin pflegen diese Eimer meistens lippige oder nach außen verdickte Ränder zu haben, während unsere Randteile ja senkrecht abschließen. Es zeigt sich jedoch, daß auch diese Beschaffenheit des Randes gelegentlich vorkommt<sup>6</sup> (vgl. Abb. 24), wengleich das mir bekannte Beispiel spätlatènezeitlich wäre, wenn die Herkunft des Stückes zweifelsfrei feststände<sup>7</sup>. Formenkundlich sieht das Stück eher latène- als kaiserzeitlich aus. Trotzdem mag es als Beleg des mutmaßlichen Aussehens des ehemaligen Randes unserer kaiserzeitlichen Situla dienen.

Schließlich sind noch Teile einer dritten Randart vorhanden, die wiederum einen bedeutend schwächer verdickten Saum als bei den vorigen Rändern aufweisen (Abb. 22). Die Verdickung beträgt nur das Doppelte der normalen Wandstärke. Der Rand ist in 1 cm Breite mit scharfem Umbruch fast rechtwinklig von der Gefäßwand abgobogen. Ob-

---

<sup>6</sup> Giubiasco bei Bellinzona: S. Willers: Campanisches Bronzegefäß der La Tènezeit aus dem Kreise Uelzen und der Nordhandel Aquileias. Jahrbuch des Provinzialmuseums, Hannover 1907, Taf. IV: 4.

<sup>7</sup> Vgl. ebendort S. 47.



Abb. 24. Situla aus Giubiasco bei Bellinzona. 1:4 nat. Gr.

wohl diese jetzt etwas bauchig verzogen ist, möchte ich diese Stücke als Reste einer der bekannten steilwandigen Bronzebecken mit angenähert ebenem Boden halten. Im anderen Falle käme wohl nur eine Kasserole bzw. ein Schöpfgefäß in Frage.

Sehr merkwürdig ist ein größeres Wandungsstück, das außer einem Teil des Gefäßbauches Schulter, Hals und Rand zeigt (Abb. 25). Der letztere ist sehr breit und ziemlich schräge nach außen gezogen. Durch den glücklichen Umstand, daß ein Stückchen des Randes beim Glühen nach innen umbogen ist und an die Innenseite angepreßt wurde, sind uns erfreulicherweise die Abmessungen erhalten geblieben. Etwa in der Mitte des Abstandes vom Randansatz bis zum Saum ist ein Loch vorhanden, bei dem ein 1 cm breiter Kranz zeigt, daß hier ehemals eine Henkelbefestigung angebracht war. Hals und Schulter sind gerundet und gleichermaßen kurz. Die Bauchwand zieht ziemlich stark ein.

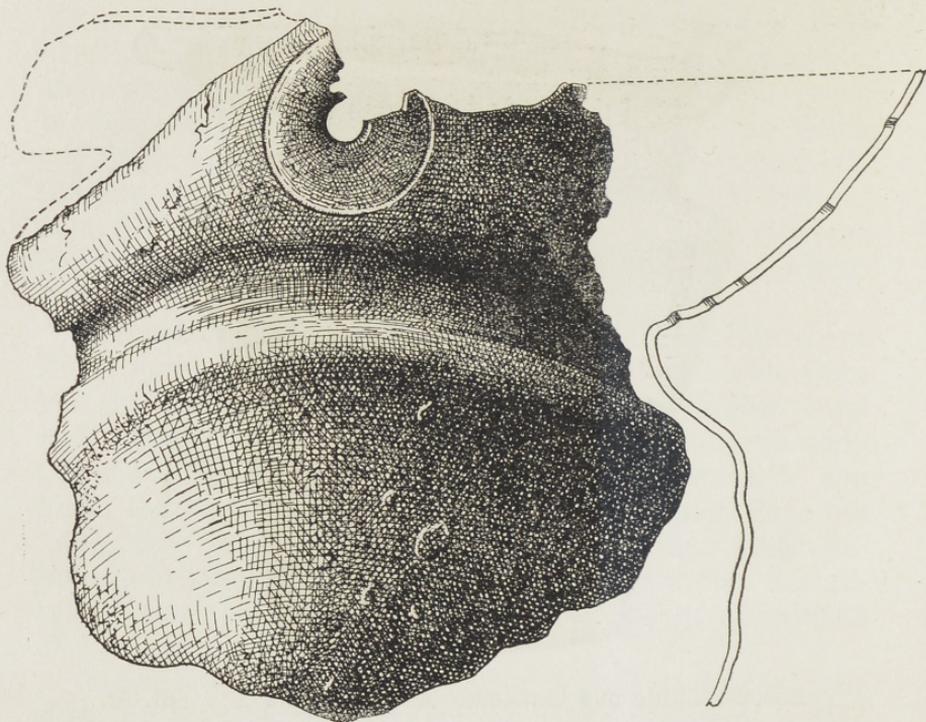


Abb. 25. Schwarmstedt 1942. Wandungsteil eines Metallgefäßes aus Stelle 8. 1:1 nat. Gr.

Die Bestimmung der ursprünglichen Gefäßform ist nicht ganz einfach, da es sich offensichtlich um ein in unserem Gebiet selteneres Stück handelt. Eine endgültige Zuordnung möchte ich auch nicht geben. In Frage kommen zwei Möglichkeiten. Entweder handelt es sich um einen Kannenrest. Hierfür spricht das starke Einziehen des Gefäßbauches unterhalb der Schulter; dagegen aber der tiefe Ansatz des Henkelnietes und die anscheinend doch recht beträchtliche ursprüngliche Gefäßweite. Im anderen Falle aber muß es sich wohl um den Rest eines Eimers von jenem weichen Umriß handeln, wie ihn eine Situla von dem bereits einmal genannten Tessiner Fundplatz Giubiasco aufweist<sup>8</sup> (vgl. Abb. 21).

Schließlich mag noch ein kleines Bruchstück betrachtet

<sup>8</sup> Willers, Campanisches Bronzegefäß. Taf. IV: 3.



Abb. 26. Eimer aus Giubiano bei Bellinzona. 1:4 nat. Gr.

werden (Abb. 23), das gleichfalls Schulter, Hals und Randansatz eines Gefäßes aufweist. Der Rand selbst ist nicht erhalten. Trotz seiner Unscheinbarkeit ist dieses Bruchstück der einzige Rest eines Schöpfgefäßes oder einer Kasserole, deren übrige Teile so gründlich verbrannt und zerbrochen sind, daß das Vorhandensein eines solchen Gefäßes ohne die zufällige Erhaltung dieses kleinen Stückes unserer Kenntnis entgangen wäre.

Damit können wir aus den Metallresten der Stelle 8 mehr oder weniger sicheren Spuren von insgesamt sieben Gefäßen ermitteln. Ursprünglich sind also folgende Gefäße auf den Scheiterhaufen gelegt worden: drei Messingeimer vom Hemmoorer Typ, eine kaiserzeitliche Situla, eine flache steilwandige Schale, eine größere Kanne oder eine Situla, ein Schöpfgefäß oder eine Kasserole.

Demgegenüber waren die Metallreste von Stelle 15 von geringerem Umfange. Sie waren überdies so stark dem Feuer ausgesetzt gewesen, daß die meisten Teile mit dem ursprünglichen Gefäßboden zu einem runden Kuchen ver-

schmolzen waren. Aus zwei kleinen Randstücken, einem Altaschenbruchstück und einem kurzen Rest eines quergerippten Bügels (Abb. 7: 3) kann wohl mit genügender Sicherheit geschlossen werden, daß es sich bei dem ursprünglichen Gefäß um einen Hemmoorer Eimer gehandelt hat.

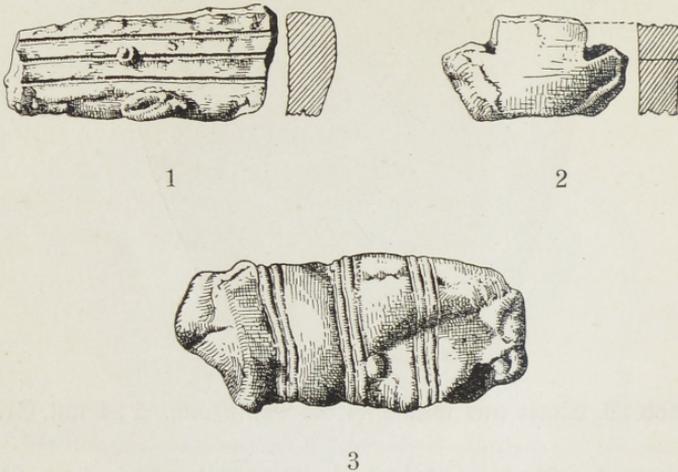


Abb. 27: 1—3. Schwarmstedt 1942. Randstück, Rest der Henkelattasche und Henkelstück von einem Hemmoorer Eimer aus Stelle 15.  
1 : 1 nat. Gr.

Ob noch weitere Gefäße vorhanden waren, ist nicht mehr festzustellen; nach den wenig umfangreichen Resten zu schließen erscheint es nicht wahrscheinlich.

**Die Glasachen.** Reste von Glas wurden nur in Stelle 8 beobachtet. Zwischen die Trümmer der Metallgefäße eingebettet wurden kleine Nester einer milchig-grünlichen krümeligen Masse beobachtet, die sich nach dem Herausnehmen an der Luft zu trübem Glasfluß festigte. Die Grünfärbung ist wohl durch Infiltration des umgebenden Metalloxyds zu erklären. Anhaltspunkte für die Beschaffenheit der ursprünglichen Glasgeräte konnten nicht gewonnen werden, da das Glas ja schon auf dem Scheiterhaufen geschmolzen war und also nur als Schmelzfluß in den Boden gelangte. Nach der verhältnismäßigen Menge der Reste können diese

nicht ausschließlich von Schmuckstücken stammen. So können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß dem Toten mehrere Glasgefäße — wahrscheinlich Becher — mit auf den Scheiterhaufen gelegt worden waren.

### Zusammenfassung

Das Brandgrubengräberfeld von Schwarmstedt stellt einen Bestattungsplatz des 2. bis 3. Jahrhunderts nach der Zeitwende dar. Eine genauere zeitliche Einordnung kann vorläufig wegen des Fehlens bestimmender Beifunde sowie der zur Zeit noch fehlenden Vergleichsmöglichkeit mit ähnlichen Gräberfeldern nicht gegeben werden. Eine spätere Überprüfung wird aus einem größeren Material auch eine enger gezogene Einordnung möglich machen.

Leider konnte für den Vergleich auch nicht das im Landesmuseum Hannover befindliche Material herangezogen werden, da dieses aus Bombensicherungsgründen verpackt und außerhalb Hannovers sichergestellt worden ist. Dieser Umstand wurde namentlich im Hinblick auf das von Hahne ausgegrabene Gräberfeld von Barnstorf<sup>9</sup>, Kreis Diepholz, bedauert.

Die durch die Brandgruben von Schwarmstedt geschaffenen Ergebnisse gestatten in manchen Fragen neue Fassungen, die Anregung für die weitere Forschung sind.

Zunächst muß zur Frage der cheruskischen Brandgrubenbestattung eine Begriffsweitung vorgenommen werden. Bekanntlich hat zuerst H. Schrolller die These aufgestellt, daß die Cherusker ihre Toten nach der Verbrennung in Brandgruben beigesezt haben<sup>10</sup>. Nun hat schon A. Genrich den Nachweis führen können, daß der Ursprung der Brandgrubengräber in Scheiterhaufenüberhügelungen im Raume der Harpstedter Zivilisation zu sehen

<sup>9</sup> H. Hahne: Das Brandgräberfeld von Barnstorf, Kr. Diepholz. Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover für die Zeit vom 1. 4. 1910 bis 31. 3. 1911, Hannover 1912, S. 33—76.

<sup>10</sup> H. Schrolller: Die Cheruskergräber auf dem Stierbusch bei Rinteln. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 7, 1933, S. 74 ff.; derselbe: Zur Bestattungsweise der Westgermanen. Die Kunde 3, 1935, S. 25 ff.

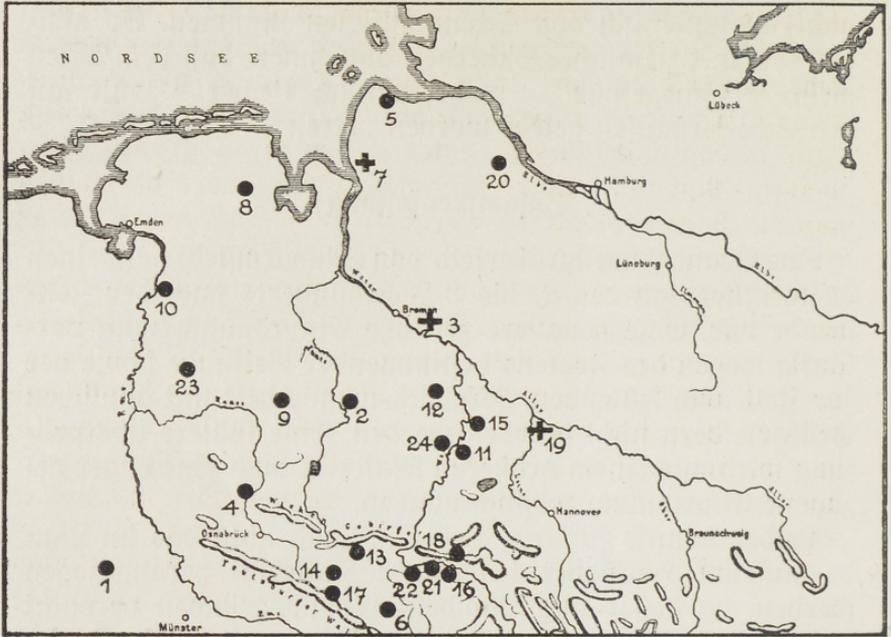


Abb. 28. Verbreitung der Brandgrubengräberfelder (●) und der Gräberfelder mit Brandgruben und Brandschüttungen (+) in Nordwestdeutschland.

ist<sup>11</sup>. Wurde es schon durch diesen Nachweis unmöglich, in den Brandgruben allein eine cheruskische Sitte zu sehen, so bestätigt das Brandgrubengräberfeld von Bothmer, das einwandfrei außerhalb des cheruskischen Siedlungsgebietes liegt, nochmals das Vorkommen von Brandgruben auch im nichtcheruskischen Raume.

Die von G e n r i c h gezeichnete Karte<sup>12</sup>, auf deren Grundlage die hier abgebildete Karte angefertigt wurde (Abb. 28), veranschaulicht diese Verhältnisse eindringlich. Hinzugefügt wurden außer dem Brandgräberfeld von Schwarmstedt noch die Fundplätze Dingen<sup>13</sup> und Bremen-Mahndorf, über welch

<sup>11</sup> A. G e n r i c h : Grabung von 10 Hügelgräbern der älteren Eisenzeit in Harpstedt und Wohlde, Kr. Graffsch. Hoya. Ein Beitrag zur Entstehung der Brandgrubenbestattung. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 13, 1939, S. 16 ff.

<sup>12</sup> Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 13, 1939, S. 42 Karte 2.

<sup>13</sup> Fr. Plettke: Der Urnenfriedhof Dingen, Kr. Wesermünde. Silbeseim 1940.

letzteren bisher nur kurze Vorberichte E. Grohnes vorliegen<sup>14</sup>. Wie aus den beiden Aufsätzen des letzteren hervorgeht, handelt es sich bei den vom Verfasser als Leichenschüttungen angesprochenen Beisetzungen — wenigstens in den angeführten Fällen — um Brandgruben. Wie weit in Mahndorf auch Brandschüttungsgräber vorhanden waren, ist in den kurzen Berichten nicht angegeben; jedoch ist dies nach Lage der Dinge wohl anzunehmen.

Die Verbreitung der Brandgrubengräber ergibt eine verhältnismäßig geschlossene Vorkommenshäufung im Wesergebiet, demgegenüber das Leinegebiet und das Nordharzvorland vorläufig noch fundleer sind. Wenn dies auch mit größter Wahrscheinlichkeit nur als eine Fundlücke angesehen werden darf, so steht dem doch ein ziemlich starkes Vorkommen von Brandgruben im nichtcheruskischen Raum zur Seite.

Von dieser Tatsache ausgehend werden wir die von Schröller getroffene Zuweisung der Brandgruben an die Cherusker auf den ganzen istväänischen Bereich ausdehnen müssen<sup>15</sup>. Nicht nur die Cherusker also haben in Brandgruben bestattet, sondern der ganze Völkerverband der Istväänen, zu dem im Raum südlich der Aller außer den Cheruskern noch die Angrivarier gehörten. Die Grenze zwischen diesen beiden Stämmen ist durch die glückliche Wiederentdeckung des Angrivarierwalles durch Georg Heims-Hannover in der Gegend von Leese an der Weser, Kreis Nienburg, bekannt<sup>16</sup>. Südlich an die Cherusker

---

<sup>14</sup> E. Grohne: Das sächsische Urnen- und Gräberfeld auf der Mahndorfer Düne. Jahreschrift des Focke-Museums, Bremen 1939, S. 68 ff.; derselbe: Ein chaulisch-sächsischer Friedhof auf der Düne von Bremen-Mahndorf. Germanen-Erbe 5, 1940, S. 66 ff.

<sup>15</sup> In diesem Sinne äußert sich auch von Uslar, Westgermanische Bodensfunde S. 179 f. Vergleiche zu dieser Frage auch die weiteren Aufsätze von R. Naß: Germanische Brandgrubengräber der frühen Kaiserzeit aus Waldeck. Marburger Studien, 1938, S. 167 ff. und von von Uslar: Zur Spätlatènezeit in Nordwestdeutschland. Marburger Studien 1938, S. 249 ff.

<sup>16</sup> Heims: Der Angrivarierwall bei Leese a. d. Weser. Praehistorische Zeitschrift XVI, 1925, S. 59 ff.; Versu=Heims=Lange=Schuchhardt: Der Angrivarisch-cheruskische Grenzwall und die beiden Schlachten des Jahres 16 n. Chr. zwischen Arminius und Germanicus. Praehistor. Zeitschr. XVII, 1926, S. 100 ff.

anschließend gehörten dann die Chatten dem istvääonischen Verband an<sup>17</sup>.

Andererseits läßt die Karte Abb. 28 das überwiegende Vorkommen der Brandschüttungsgräber im ingvääonisch-chaukischen Gebiet gut erkennen. Wenngleich der vorläufig noch geringe Fundbestand mit in Rechnung gesetzt werden muß, so bedeutet diese Tatsache doch eine Stützung der von Schrollner in dieser Richtung angenommenen These. Da aber im gleichen Gebiet auch Brandgruben vorkommen<sup>18</sup>, muß die endgültige Klärung der Frage der verschiedenen Grabformen im Gebiet der istvääonischen und ingvääonischen Stämme der fortschreitenden Forschung überlassen werden. Demgegenüber wird die Richtigkeit der von Schrollner angenommenen Unterscheidung der Grabformen im elbgermanisch-langobardischen Gebiet (Urnengräber) gegenüber den Brandgruben und Brandschüttungen in den ingvääonisch-istvääonischen Bereichen auch von von Uslar zustimmend beurteilt<sup>19</sup>.

Das Brandgrubengräberfeld von Schwarmstedt ist also von Angehörigen des istvääonischen Völkerverbandes angelegt worden, und zwar von dem nördlichsten dieses „binnen-nordwestdeutschen“<sup>20</sup> Staatenbundes. Es liegt in dem Gebiet, das im 1. Jahrhundert nach der Zeitwende von den Angrivariern bewohnt wurde, über dessen politische Struktur wir aber für die folgenden Jahrhunderte noch ganz im Ungewissen sind. Das Brandgrubengräberfeld von Schwarmstedt zeigt, daß das Gebiet der Leinemündung in die Aller im 2./3. Jahrhundert noch seinen ursprünglichen „binnennordwestdeutschen“ Zusammenhang gewahrt hat, daß weder elbgermanische Einflüsse vorliegen, noch daß die chaukische Ausdehnung nach Süden hier Platz gegriffen hat. So sind die Funde von Bothmer heute ein wichtiger Beitrag zur istvääonischen Nordgrenze, die man bisher ganz allgemein als

---

<sup>17</sup> Raß: Germanische Brandgrubengräber der frühen Kaiserzeit aus Waldeck S. 175 f.

<sup>18</sup> Vgl. diese Erwägungen schon bei Genrich, Grabung von 10 Hügelgräbern in Harpstedt und Wohlde S. 44 f.

<sup>19</sup> von Uslar: Westgermanische Bodenfunde S. 180 f.

<sup>20</sup> Nach einem Ausdruck von R. Raß, Marburger Studien 1938 S. 173 f.

dem Allerlauf folgend angenommen hatte, deren Verlauf aber in den „dunklen“ Jahrhunderten vor der großen Völkerwanderung noch ganz ungewiß ist.

Es ist noch notwendig, zur Zeitstellung des Friedhofs von Schwarmstedt einige Erwägungen anzustellen.

Wir hatten oben für die Tonware einen Zeitansatz für das 2. Jahrhundert nach d. Zm. festlegen zu können geglaubt. Die Vorläufigkeit dieses Beginnens mag dabei nochmals hervorgehoben werden. Nun ist durch die Feststellung der Hemmoorer Eimer zweifellos eine Möglichkeit gegeben, den oben vorgeschlagenen Zeitansatz zu überprüfen.

Die Frage der Datierung der Hemmoorer Eimer ist von J. Werner erneut formuliert worden<sup>21</sup>. Er kommt im Gegensatz zu Ekholm zu dem Schluß, daß die Funde von Hemmoorer Eimern im freien Germanien sämtlich in das 3. Jahrhundert gehören. Darüber hinaus ist es „sehr gut möglich, daß auch die Herstellung der Hemmoorer Eimer um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts einsetzt. Daß Hemmoorer Eimer vor 150 n. Chr. oder nach 250 n. Chr. angefertigt wurden, ist dagegen äußerst unwahrscheinlich.“ Hiergegen hat G. Ekholm Einwendungen erhoben<sup>22</sup>, indem er zur Stützung seines späten Ansatzes der Hemmoorer Eimer — für Nordwestdeutschland nimmt er das 4. Jahrhundert an — geltend macht, daß dieser durch die jeweiligen Fundkomplexe geboten sei, während Werner seine Datierung nur von den römischen Zusammenhängen ableite. Ekholm beruft sich für unser nordwestdeutsches Gebiet dabei wesentlich auf den Friedhof von Barnstorf.

Es kann nicht im Rahmen dieser Untersuchung liegen, die Frage der Datierung der Hemmoorer Eimer im ganzen Umfange aufzurollen. Dagegen erscheint es mir nützlich, innerhalb des nordwestdeutschen Raumes einige entscheidende Feststellungen zu treffen.

---

<sup>21</sup> Joachim Werner: Zur Herkunft und Zeitstellung der Hemmoorer Eimer und der Eimer mit gewellten Ranneluren. Bonner Jahrbücher 140/41, Darmstadt 1936, S. 395 ff.

<sup>22</sup> Ekholm: Die Zeitstellung der Hemmoorer Eimer. Bonner Jahrbücher 143/144; derselbe: Brosnkärnen av Hemmoortyp. Deras tidställning och ursprung. Bergens Museums Arbok 1941, Nr. 4.

Was den Friedhof von Barnstorf betrifft, so übersieht Ekholm, daß die Ausgrabung und Veröffentlichung dieses Platzes über drei Jahrzehnte zurückliegt<sup>23</sup> und daß die damals angestellten formenkundlichen Untersuchungen und Festlegungen heute nicht mehr zu halten sind. Wenngleich es mir aus den oben erwähnten Gründen zurzeit nicht möglich ist, den Barnstorfer Fundstoff insgesamt überprüfen zu können, so kann auf Grund des von Sahn vorgelegten Materials so viel einwandfrei entschieden werden, daß die Tonware keinesfalls jünger als aus dem ausgehenden 2. Jahrhundert ist<sup>24</sup>. Der Charakter des Barnstorfer Friedhofs wird vielmehr sehr gut durch die von Fr. Behn für das Barbotinegefäß getroffene Kennzeichnung wiedergegeben<sup>25</sup>. „Die Fabrikation dieser Gefäße beginnt am letzten Ende des II., fällt aber in der Hauptsache in das III. Jahrhundert (Déchelette S. 171 ff.). Die Base von Barnstorf möchte man ihres scharfen Randprofils wegen lieber noch dem II. als schon dem III. Jahrhundert zuweisen.“

Ohne Frage krankt die Chronologie der ganzen Kaiserzeit im „binnennordwestdeutschen“ Raum an der Seltenheit datierender Beigaben. Die Armut an Fibeln wäre fast auffällig, wenn nicht bekannt wäre, daß dieselben durch den Verbrennungsvorgang so stark in Mitleidenschaft gezogen werden können, so daß bestenfalls einige kaum erkennbare Reste übrigbleiben<sup>26</sup>. Daher ist vorläufig noch die zeitliche Stellung der situlaartigen Tongefäße recht unbestimmt.

Immerhin bestehen für ihr frühkaiserzeitliches Alter einige wichtige Anhaltspunkte. Zunächst gehen die Tonfistulen aus latènezeitlichen Formen hervor, deren direkte Weiterführung sie sind. Zum ändern aber haben wir in der späten Kaiserzeit bereits die Ausbreitung jener Schalengefäße, die aus unserem Gebiet von den Urnenfriedhöfen von Ahlem und Limmer, beide Kreis Hannover, bekannt

---

<sup>23</sup> Sahn, Das Brandgräbersfeld von Barnstorf, Kr. Diepholz. Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover 1912.

<sup>24</sup> Z. B. Sahn, Taf. III: 27, VIII: 2 und 10.

<sup>25</sup> Sahn, a. a. O. S. 44.

<sup>26</sup> Z. B. Möllenbeck: J. Erdniß, Brandgrubengräber von Möllenbeck, Kr. Grafschaft Schaumburg. Die Kunde 6, 1938, S. 127 Stelle 19.

geworden sind<sup>27</sup>. Gummel setzt diese Gefäße mit Jug und Recht ins 3. und 4. Jahrhundert n. Zv. Die Tonsitula ist unter dem Formenschatz dieser Zeit nicht mehr vorhanden.

Damit bleiben für die kaiserzeitliche Tonsitula wesentlich die beiden ersten Jahrhunderte n. d. Zv. Selbstverständlich ist eine solche Zuordnung nach allgemeinen Gegebenheiten nicht so scharf, daß die Unmöglichkeit des Vorkommens der Tonsitula noch im 3. Jahrhundert zwingend daraus abgeleitet werden könnte. Es scheint mir aber hierbei nicht mehr möglich zu sein, daß über die Mitte des 3. Jahrhunderts hinausgegangen werden kann. Für die Zeitstellung des Friedhofs von Schwarmstedt glaube ich, daß wegen des Vorkommens des fazettierten Randes die dritte Jahrhundertgrenze nicht überschritten gewesen sein kann.

Auch für andere Brandgrubengräberfelder ist die zeitliche Einordnung nicht so gesichert, daß ihr — wenigstens teilweiser — Ursprung im 2. Jahrhundert nicht zu vertreten möglich wäre. So ist die Datierung des Schwarmstedt sehr ähnlichen Friedhofs von Helzendorf lediglich auf Grund der Hemmoorer Eimer in die Mitte des 3. Jahrhunderts erfolgt<sup>28</sup>. Demgegenüber machen die nichtrömischen Funde aus dem Brandgrubengräberfeld von Westheim<sup>29</sup> a. d. Weser einen jüngeren Eindruck, so daß hier das Alter wohl mit dem 3. Jahrhundert richtig angegeben sein dürfte. Entsprechendes hätte für das Brandgrubenfeld von Möllenbeck<sup>30</sup> zu gelten. Die Durchsicht der von Hemmoor selbst stammenden Tonware, von der Willers einige Beispiele schildert<sup>31</sup>, muß aus den bereits oben genannten Gründen auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Die vorstehenden Ausführungen beabsichtigen nicht, eine

---

<sup>27</sup> H. Gummel, Zur Urgeschichte. „Land zwischen Deister und Leine“. Ein Heimatbuch des Landkreises Linden, Hildesheim 1929, S. 93 f. mit Abb. 25—33.

<sup>28</sup> W. D. Asmus: Ein Grabfeld des 3. Jahrhunderts von Helzendorf, Kr. Grafsch. Hoya (Hannover). Germania 23, 1939, S. 168 ff.

<sup>29</sup> Chr. Albrecht: Frühgeschichtliche Funde aus Westfalen. Dortmund 1936, Taf. III, VII, VIII.

<sup>30</sup> J. Erdniß, Brandgrubengräber von Möllenbeck. Die Kunde 6, 1938, S. 121 ff.

<sup>31</sup> Willers: Die römischen Bronzeimer von Hemmoor, S. 12 Abb. 6—10 und S. 27 Abb. 15—17.

grundsätzliche Veränderung des bestehenden Zeitansatzes für die Hemmoorer Eimer zu vertreten. Es erscheint mir nur der Hinweis notwendig, daß in manchen Fällen ein Herabreichen der Benutzung von Hemmoorer Eimern bis ins ausgehende 2. Jahrhundert gegeben sein kann. Demgegenüber ist mir aus Nordwestdeutschland kein Fundkomplex bekannt, der einen begründeten Ansatz für das 4. Jahrhundert böte. Die bisher bekannten Fundzusammenhänge bestätigen zwanglos die von Werner ausgesprochene Einordnung in das 3. Jahrhundert, sofern in manchen Fällen nicht ein etwas höheres Alter anzunehmen ist.

Wir wollen hoffen, daß die durch das Gräberfeld von Schwarmstedt wieder aufgegriffene Frage der Brandgruben durch weitere Neufunde im Fluß gehalten werden möge. Insonderheit steht zu erwarten, daß in Schwarmstedt selbst noch weitere Funde gemacht werden. Für die Nachkriegszeit hat uns der Besitzer des Fundgeländes, Herr Rittergutsbesitzer von Bothmer, dankenswerter Weise die Erlaubnis zur abschließenden Untersuchung gegeben. So können wir erwarten auch noch in Schwarmstedt neue und aufschlußreiche Ergebnisse zu bekommen.